

Thorsten Pütz

**FLUSS
SEIT
WÄRTS**

Erzählung

TEXT/RAHMEN

1. Auflage 2018

Copyright 2018, Verlag TEXT/RAHMEN e.U., Wien
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Autorenporträt: Alexander Aussem, Düsseldorf
Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, www.polenimschaufenster.com

Lektorat: Oliver Poschner

Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck

ISBN 978-3-9504510-6-1

Thorsten Pütz

**FLUSS
SEIT
WÄRTS**

Erzählung

*»Die Ewigkeit der Kindheit
ist nur kurz, aber das weiß
er noch nicht; die Landschaft
gleitet vorüber.«*

*Michel Houellebecq,
»Elementarteilchen«*

*Für B. C. L.
Und die Gypsi.*

KAPITEL 1

Laut meiner Mutter bin ich an den letzten zwei Erdbeben in Deutschland Schuld. Oder war besser gesagt in irgendeiner Form an ihrer Entstehung beteiligt. Und es ist zumindest kein Fehler, sich einmal mit dieser Aussage zu beschäftigen. Also mache ich das, was ich schon als kleines Kind machte: Ich lege mich auf den frisch gemähten Rasen eines Dorffußballplatzes und schaue in den Himmel. Es ist Sommer, es ist heiß. Es ist der 25. Juli 2017. Das Gras ist frisch gemäht und riecht auch so. Man denkt sich häufig: Jeder weiß, wie frisch gemähtes Gras riecht. Aber das stimmt so einfach nicht. Zur flirrenden Hitze gesellt sich eine Stille, die so nur die deutsche Pampa herstellen kann. Ein paar Vögel kreisen am Horizont, und diese Stille wird nur unterbrochen vom Geräusch eines großen gelben Rasensprengers, dessen Wasserstrahl rhythmisch von einem Trenner zerschlagen wird. Tscht, tscht – und du wirst mit etwas Wasser beträufelt. Feine Tropfen befeuchten die Stirn. Ist vielleicht auch Humbug, aber noch heute kommt es mir so vor, als würde mir nicht mein Herz den Takt durch all die Tage vorgeben, sondern das Trennergeräusch des Rasensprengers. Dort liegen, in den Himmel schauen und einfach so rumdenken: großartig. Das war früher. Jetzt ist heute.

Was mir noch einfällt zur deutschen Pampa von eben: diese Hitze, die man als Kind so abgefeiert hat, beklemmt einen als Erwachsenen geradezu. Es gibt in der Gegenwart Sommertage, an denen ich meine Eltern besuche. Wie ihr alle hoffentlich auch. Oft gehe ich dann alleine durchs

Dorf. Und es ist schwer zu erklären, aber all die gleich ausschauenden Häuser, die Vorgärten, die Gärten und all die Biere, der Grillgeruch, die Familien und Freunde dort: es beklemmt mich. Das gleiche Szenario ist im Winter deutlich einfacher zu ertragen. Die Hitze allerdings scheint mir als unsichtbare Materie über den Asphalt zu kriechen und mich unfreundlich anzuwehen. Oftmals ist es gar unerträglich.

Und dort, dort passiert tagelang nichts. Man kann dort mindestens 56,5 Stunden am Stück sitzen und z. B. verschiedene alkoholische Kaltgetränke konsumieren. Erstens interessiert es keinen und zweitens ist es denen, die es bemerken, zu Recht total egal. Man vermeidet dann natürlich doch die Getränke, weil es einen merklich irgendwo hinzieht, wo man nicht sein möchte.

Es ist für viele Menschen in der Pampa ein ganz normaler Vorgang, an Sommersamstagen in den Supermärkten, die bereits zu kleinen Versorgungszentren verdichtet wurden, Dinge einkaufen zu gehen. Dann kommt später Fleisch auf den Grill und Bier in den Hals. Für viele ein Traumtag, für mich mehr Horror als diese tumben Clowns, die urplötzlich völlig abgestumpft in dunklen U-Bahn-Unterführungen stehen und arglose Passanten aufscheuchen. Arglos, ein wunderbares Wort. Fast noch besser als ahnungslos, wobei ahnungslos halt immer diesen Dummheitstouch beinhaltet. Wobei: arglos auch, aber egal. Denn in der Hoffnung liegt die Kraft, und erst wenn der Erste der Letzte ist, wird am besten gelacht. So oder so ähnlich kommen seit Jahren die Gespräche bei mir an, wenn zwischen Bitburger und Schnäpsen kurz paar Politiker ermordet, die schwarzen Familienschafe zum x-ten Mal verurteilt und die Nachbarn

sowieso grundsätzlich mit ›die haben einen an der Klatsche‹ beschrieben werden. Das ist zwar alles schön und gut – und trotzdem sehr beschissen. Denn ich glaube irgendwie daran, dass das schon etwas damit zu tun hat, wie sich dort viele Dinge entwickelt haben. Aber ehrlich gesagt entwickelt sich da nicht viel; und wenn, dann eher in Richtung ›German Angst‹, teutonische ›My home ist my castle‹-Attitüde und noch mehr Gespräche mit dem neuen Rasenmäher vom Obi, der natürlich zuhören muss, wenn man sein Leid klagt. Das Leid heißt oft Ali und hat einen Sohn, der deutsche Frauen klaut. Jetzt kann man einwerfen: ›Viel zu pauschal, du scherst ja alle über einen Kamm‹. Kann man. Aber irgendwie muss man es ja sagen. Weil man über Pauschales an Deziertes gelangen kann. Und es Klischees ja auch nur deshalb gibt, weil sie so oft stimmen. Tut mir leid, Günther; sorry, Hermann; bis bald, Franz. Ist halt so. Und diese Hitze dann immer. Es wäre wirklich eine sehr saubere Sache, wenn einem nur die zu Kopf stiege. Und nicht all der Wirrwarr, der einem dort entgegenschlägt. Dieses kosmische Chaos aus Rassismus, begründeten Ängsten, saufenden Brüdern, arbeitslosen Schwestern und vielen zumindest leicht übergewichtigen Kindern. Oft aber auch einfach nur Dicken. Wenn man da eine Stunde konzentriert zuhört, hat man bereits eine Stunde den nächsten Weltuntergang mit vorbereitet. Manchmal überkommt mich das Gefühl, dass ich für manche dieser Gespräche, an denen ich zunächst konzentriert teilnahm, um schnell in tiefster Apathie zu versinken, Jahre gebraucht habe. Jahre, um ihren Inhalt nicht zu verstehen.

Jedoch muss man diese Dinge auch nicht verstehen. Man muss nur dagegen angehen, andenken, dann anschreiben.

Vor kurzem habe ich ein Buch des norwegischen Autors Tomas Espedal gelesen. Er schreibt dort: ›Man muss sich diesem Gedanken einmal stellen: Du wirst dein Leben lang mit dir selbst leben. Du kannst eine neue Geliebte finden, du kannst Freunde und Familie verlassen, verreisen, eine neue Stadt und neue Ort finden, du kannst verkaufen, was du besitzt, und dich von allem trennen, was dir nicht passt, aber solange du lebst, wirst du dich nicht von dir selbst trennen können.‹ Diesen Satz sollte man als Typoplakat – schwarz auf weiß – in den Aufenthaltsraum einer Psychiatrie hängen, immer in Sichtweite der Suizidgefährdeten oder der einmal oder bereits mehrmals am Suizid Gescheiterten. So als die totale Wahrheit, bisschen Naziterror bei den Todtraurigen machen, bisschen Rambazamba auf der Hirnrinde. Wobei das, glaube ich, scheitern wird. Kapieren viele – wenn überhaupt – dann bestimmt andersrum. Weil ich denke, dass der Satz bei allen Suizidgefährdeten wohl eher die Funktion einer 357er Magnum Smith & Wesson hat. Herrndorf, Wolfgang, Ruhe in Frieden, danke dir für ›Tschick‹ und jeden anderen Satz jeden anderen Tag. Abgeschweift. Das ist aber schön, weil es Spaß macht. Warum ich eben Espedal zitierte: Man muss für sich selber einen Weg finden, mit den Dingen umzugehen. Denn die Sätze der anderen können uns verändern. Das macht was mit uns, in uns. Hierzu kurz Lars Eidinger, der bei einer von Stuckrad-Barres Homestorys auf ARD-alpha ab Minute 22:40 unfassbar wichtige Worte aus dem Mund schüttelt, als er über Wildkängurus in Australien redet: ›Dieses Känguru z. B. hat aus dem Mülleimer gefressen. Und wenn sich 'n Känguru – oder überhaupt ein Tier – vom Müll ernährt, dann verliert es seine Ängste, seine Instinkte. Es wird träge. Und da habe ich gedacht: Ja, genau so ist es, wenn wir diese Scheiße fressen, wenn wir uns im

Fernsehen irgend 'ne Scheiße reinziehen, das macht was mit uns. Man muss sich nicht vormachen, dass man jeden Kack machen kann und es prallt einfach an einem ab. Das verändert einen.« Dann sagt er noch andere gute Sachen und dann wieder ›Das beschädigt einen.« Und Espedal plus Eidinger ergibt: richtig, das Anschreiben, das Andenken gegen diese Dinge. Ein Move in die richtige Richtung. Tja.

Ich bin Andi Frantzen, 35 Jahre alt, und hatte noch nie im Leben Schuld an einem Erdbeben. Ich liege nur gerade auf einem Fußballplatz im Gras und schaue denkend rum. Und bin der Meinung, dass wir alle in denselben Himmel schauen, dass Empfindsamkeit extrem wichtig und die Sehnsucht nach Gesprächen, Themen, Identitäten, nach Nächten und Liebe unser größtes Glück ist. Der Wind weht warm. Und ich bin glücklich. Weiterhin bin ich der Meinung, dass es nicht an mir liegt, wenn die Hitze, die mich damals glücklich machte, heute Beklemmungen in mir auslöst. Und es liegt auch nicht nur an den Menschen, die ich vorhin beschrieben habe. Es ist etwas anderes, das sich über dieses Land gelegt hat: etwas, das sich so anfühlt wie der erste nächtliche Gang auf fremdem Terrain. Oder wie das ›Nein‹ auf dem ›Willst du mit mir gehen‹-Zettel. Es tut halt weh.

Doch es ist ein Teil von mir.

KAPITEL 2

- »Na Larry, alles latscho?« Ich hatte Klaas am Telefon.
- »Ich heiß nicht Larry«, sagte Klaas.
- »Aber ist denn alles latscho?«
- »Was heißt latscho?«
- »Ob alles locker ist, Alter.«
- »Joa, geht so.«
- »Was geht so?«
- »Wie es mir geht.«
- »Dir geht's also geht so?«
- »Das geht so.«
- »Hä? Was geht geht so?«
- »Das geht so: man kann sagen, dass es einem geht so geht.«
- »Aha.«
- »Ja.«
- »Bier?«
- »Ja.«
- »Wann?«
- »Wenn's geht.«
- »Du Spacken, Alter ...«, beendete ich das Gespräch, indem ich gut auflegte.

Eine gute Stunde später saßen wir also in einer Kneipe und tranken die Biere, zu denen wir uns am Telefon verabredet hatten. Das erste Bier ist übrigens immer gut. Das zweite am besten. Das dritte ist besser als das erste, das vierte ist ganz ausgezeichnet, das fünfte auch, bei den restlichen geht es nicht mehr um den Geschmack, sondern es geht um den Rausch. Ein gutes, ein langsames Vergessen. Nicht wie bei

Wein oder Schnaps, nicht so ungeduldig, nicht so beflissen; wir werden hier lange sitzen, das ist die Kunst, zu sitzen und zu trinken, einen ganzen Abend, bis in die Nacht hinein, darin besteht die Kunst: so lange ruhig sitzen zu bleiben, bis du dich bewegst. Sachte und unbeschwert reist du fort von dir selbst. Im Rausch dann allerdings erwischst du dich manchmal doch bei dem Gedanken: »Noch ist alles gut. Aber das wird sich ändern.« Im Gesamten, also im Leben. Aber dann das nächste Bier. Und wir danken Espedal. Für Biere und die erwähnten Gedanken zu den Bieren.

»Schreibt man eigentlich Briefe, um seine Einsamkeit aufzuheben oder um sie zu besiegeln?«, faselte ich irgendwann Klaas an, »und kennst du eigentlich einen Klaus Daimler?«

»Nein. Wieso? Hat der das mit dem Brief gesagt?«

»Das mit dem Brief hat keiner gesagt – das hat einer geschrieben.«

»Und wer?«

»Dein Vater, die rüdidige Schwachbirne.«

»Komm jetzt, bitte.«

»Ein norwegischer Schriftsteller hat das geschrieben.«

»Norwegen. Schönes Land.«

»So schön wie Schweden?«

»Nee, Schweden ist das schönste Land der Welt.«

»Das erinnert mich vom Rhythmus an ...«

»Fußball ist der geilste Sport ...«

»Genau.«

»Was macht der norwegische Schriftsteller so?«

»Der schreibt so Sätze wie vorhin, die dann zu Texten, dann zu Büchern werden.«

»Aha«, bemerkte Klaas, gefühlt noch zu nüchtern.

Klaus Daimler. Klaus Daimler ist ein Charakter aus Wes Andersons ›Die Tiefseetaucher‹. Klaus Daimler also. Tja. Das ist ja noch nicht einmal ein urdeutscher Gesamtname, sondern eine völlig irre Kombination zweier urdeutscher Namen. Vor einigen Jahren bin ich mal mit dem Zug an Mainz vorbeigefahren. Mainz am Rhein. Klingt wie Weil am Rhein, ist aber Mainz am Rhein. In einem Regionalexpress war das. Ich weiß nicht mehr genau, wo ich hingefahren bin – aber ganz genau weiß ich, dass damals noch im Zug geraucht werden durfte. Und jeder der Typen, die da in ihren Abteilen die eine oder andere Kippe weggezogen haben, hätte Klaus Daimler heißen können. Weil die irgendwie alle urdeutsch aussahen. Man muss das jetzt gar nicht beschreiben – kein Kafka heute –, man weiß das einfach jetzt schon. Die Gleise führten auf jeden Fall ziemlich nah am Rhein vorbei. Es war ein lauer Frühlingstag. Ich weiß ja nie, wieso das alles so an einem vorbeizieht, diese Landschaft und damit auch immer irgendwie ein ganzes Leben, meins, deins, seins: ich würd mal sagen, von jedem. Aber es war schön dort. Ich meine damit konkret: Es ist ein Teil von Deutschland, der vom Zugfenster aus schön anzuschauen ist. Rheinhessen: Wasser. Vögel. Luft. Insekten. Warmer Zugwind, der die Hand umspielte, die man kurz raushielt. Hält man seine Hand eigentlich aus dem Zug, weil man den Fahrtwind spüren möchte, oder doch eher, um sich ein kleines Stück ›Hier & Jetzt‹ aus der Welt zu greifen?

Ich weiß es nicht. Ich finde aber beides sehr schön. Draußen zog damals ein Deutschland vorbei, das nur ein Jahr vorher offiziell seinen Nationalstolz wieder zeigen durfte. Es war ein Land, das noch sehr 3.-Platz-trunken war. Was ich meine: sogar Flagge zeigen war ja damals wieder en vogue. Es ist mir bis heute unerklärlich, wie das alles wieder kippen konnte. Wie aus Schwarz-Rot-Gold wieder Schwarz-Rot-

Braun werden konnte.

»Wie konnte eigentlich aus Schwarz-Rot-Gold wieder Schwarz-Rot-Braun werden?«, fragte ich Klaas.

»Das ist eine Toxoplasma-Frage.«

»Bitte was?«

»Auf eine Frage antwortet man nicht mit einer Gegenfrage.«

»Ach ja, Toxoplasma, Deutschpunk.«

»Deutschland, wo sind deine Werte ...«

»Es sieht finster aus ...«

»An den Wänden Hakenkreuze ...«

»Und Fremde sollen raus.«

»Schwarz-Rot-Braun ...«

»Sind die Farben deiner Fahne ...«

»Schwarz-Rot-Braun ...«

»Und du hast nichts dazugelernt«, sang ich den Refrain des Songs zu Ende.

›Schwarz. Tot. Braun‹, so hörte ich es in mir. Aber darum geht's hier gerade gar nicht, das ist jetzt gar nicht das Hauptproblem. Das soll hier jetzt gar nicht verhandelt werden. Weil mir damals im Zug, Mainz passierend, was viel Selteneres und daher viel Wichtigeres eingefallen ist: Viele der von mir erwähnten Klaus Daimlers haben nämlich weibliche Entsprechungen, die ebenfalls mit im Zug saßen. Nennen wir sie die Gudrun Boschs dieser Nation. Unterschiedliche Menschen, eine Verbindung: sie saßen beide im Regional-Express, der an Mainz vorbeifuhr. Was fühlten sie im Abteil, was dachten sie? Hoffentlich durchweg Gutes. Denn ich habe einmal gelesen, dass ein furchtbarer Gefühlszustand ein furchtbarer Denzustand ist. In einem Buch, das »Das Ende der Liebe – Gefühle im Zeitalter unendlicher Freiheit« heißt. Als ich damals im

Zug saß, gab's das Buch noch gar nicht. Doch heute denke ich, dass ich damals dachte, was ich erst später las. Besser noch: ich fühlte das, was ich damals dachte, aber noch nicht gelesen hatte, bereits sehr stark. Weil es einfach und immer und überall darum geht, dass die Menschen frei sind. Und die freien Menschen fallen auf durch ihre Hoffnung. Sie sind ruhelos, ständig in Bewegung. Wenn sie keine Ziele haben, blicken sie umher. Wenn sie keinen Weg haben, träumen sie. Sie sitzen im Zug und lesen in einer Zeitschrift. Doch keiner, der den Wagen durchquert, entgeht ihrem Blick. Wenn sie Schritte hören oder das Zischen der Abteiltür, schauen sie auf. Es könnte der Erhoffte sein. Auch das habe ich aus dem Buch mit dem Ende der Liebe. Und das ist doch eine so wahnsinnig viel seltenere und daher schönere Beschreibung meiner und der Binnenverfassung anderer Zugreisender. Doch beide Geschichten – Schwarz-Rot-Braun und Gudrun Bosch – haben damals wie heute den gleichen Realitätsabstand: nämlich keinen.

Wir tranken unser Bier aus und traten aus der Kneipe auf die Straße. Jeder Tag verdient eine letzte Zigarette. Es war Nacht. Ein Renault 14 fuhr an uns vorbei. Und ich wurd irgendwie nicht mehr, weil der noch gelbe Scheinwerfer hatte und mir kurz davor mal jemand erzählt hatte, dass die sogenannte EU die gelben Scheinwerfer – bekannt aus Paris, Metz oder Marseille – in Frankreich verboten hatte. In Deutschland waren die, glaube ich, nie erlaubt. Es ist mir auch total egal, ob das richtig ist. Das Ding ist nämlich, dass das total geil war, wenn man früher aus Deutschland nachts in Richtung Frankreich gefahren ist.

Nur ein kurzes Stück deutsche Autobahn nämlich: weiß, hell, bisschen morbid alles auch immer. Dann aber, wenn man auf der A 44 die deutsch-belgische Grenze passierte

und Richtung Liège fuhr: gelb, warm, allen Lebewesen zu-träglicher. Noch lebensbejahender dann in Frankreich: Ich erinnere mich noch heute daran, wie alles wärmer wurde, je mehr Autos mit gelben Scheinwerfern ich sah. Wie die Nacht auf der Autobahn eine komplett andere Stimmung in mir erzeugte und ich ein zu weißes, zu belichtetes Land hinter mir ließ. So durch Frankreich zu fahren ist, als würde die Sonne nachts scheinen.

KAPITEL 3

Helle Einsicht ist oft bestürzend. Und es gibt viele dieser kleinen, seltsamen Geschichten, die einen um den Schlaf bringen. Einmal gingen wir nach einem recht anstrengenden Fußballmatch – Käfig, 5 gegen 5 – noch in die Kneipe und dann zu mir, um die ganze Sehnsuchtslust auf Gespräche und das Leben noch zu verlängern. Aber die Ewigkeit ist nur tot erreichbar, lebendig immer nur angedeutet. Zur Ausdehnung der Andeutung nahmen wir an meinem Holztisch Platz, spielten Radio Swiss Jazz und öffneten eine Flasche Pouilly-Fuissé. Dabei fing Klaas an, bei Google nach Bildern von Menschen zu suchen, die vor Bauten stehen, die wiederum in Deutschland stehen.

»Die Leute müssen so richtig deutsch ausschauen«, sagte Klaas.

»Deutsches Eck, deutsche Leute. Hab's begriffen«, sagte ich.

»Ja, sonst bringt das alles nichts.«

»Was soll denn was bringen?«

»Ich zeig's dir gleich. Bitte hab ein wenig Geduld.«

Klaas suchte die Bilder, ballerte sie in ein InDesign-Dokument, machte ein PDF draus, nannte es ›Deutsche in Deutschland vor Denkmälern‹, druckte das Ganze aus und breitete es hübsch anzuschauen auf dem Boden aus. Dann gingen wir stumm drum rum; wie man es z. B. aus Meetings in der Kreativindustrie kennt. Da keiner was sagt, muss aber jeder immer was denken. Diese ganzen DIN-A4-Blätter auf

meinem Boden erinnerten mich also daran, wie ich einmal auf sehr gutem Ecstasy in meiner Wiener Altbauwohnung sehr intellektuell getanzt haben musste. Denn als ich irgendwann am nächsten Tag aufwachte und alsbald das Wohnzimmer betrat, musste ich feststellen, dass ich das Parkett mit den gesammelten SZ- und FAZ-Feuilletons des Jahres 2015 bedeckt hatte. In der Wohnzimmermitte war das Papier, na ja, sehr zerknüllt. Und es lief noch Kölschs ›Cassiopeia‹.

Tja. Auf jeden Fall legte ich ›Cassiopeia‹ von Kölsch auf und schaute Klaas dabei zu, wie er auch die letzten Deutschen in Deutschland vor Denkmälern dem Erdboden gleichmachte, sie also auf den Boden legte. Wir prosteten uns zu, weil ich ein wenig Geduld hatte und er sich viel Zeit gelassen hatte. Deal. Grenzgenialer Deal.

»Hier: Deutsche in Deutschland vor Denkmälern, die deutsch sind«, sagte Klaas.

»Seh ich.«

»Es geht darum, was du nicht siehst.«

»Warum?«

»Alles, was wir auf diesen Bildern sehen, versetzt uns in seltsame Stimmungen, scheint uns unerträglich zu sein, scheint uns an irgendetwas zu erinnern, hat eine unerträgliche Bedeutung, die sich uns nicht erschließt. Richtig?«, fragte Klaas.

»Richtig.«

»Alle Dinge auf diesen Bildern laufen über vor Bedeutung. Sie erbrechen etwas, das vollkommen unkenntlich ist. Einen dunklen Brei. Richtig?«, hakte er weiter nach.

»Richtig.«

»Aber auf keinem der Fotos ist das zu sehen. Solange es so viel mehr Unsichtbares als Sichtbares gibt, ist jedes Foto Lüge. Richtig?«

»Das hast du schön gesagt. Und es stimmt sogar«, sagte ich und nippte am Weinglas.

Und das Land, in dem wir leben: das ist zu unsichtbar. Alles an diesem Land ist zu unsichtbar. Sehnsucht? Zu unsichtbar. Populismus? Immer noch zu unsichtbar, damit's jeder begreift. Rassismus? Derselbe Status quo. Rechtes Gedanken-gut? Sowieso immerzu zu unsichtbar. Wenn doch einfach nur öfter mal alles sichtbar wäre in diesem Deutschland. Aber das war es ja nie. Es war immer schon ein Land der Unterschwelligkeit.

»Lass uns nochmals raus gehen«, sagte ich zu Klaas, »es ist ja so schön nebelig.« Und so gingen wir nochmals raus, nahmen den Wein und genug Zigaretten mit und setzten uns in die Waldwiesen.

»Einer der schönsten Sätze der deutschen Literaturgeschichte lautet: Heute morgen, um 04 Uhr 11, als ich von den Wiesen zurückkam, wo ich den Tau aufgelesen habe«, flüsterte ich.

»Das stimmt.«

»Deutschland sollte mehr Frühnebel sein. Übrigens.«

»Das stimmt auch.«

»Denn dieses Unsichtbare, über das wir eben gesprochen haben, fehlt hier; das Sichtbare hat hier seinen Platz.«

Und über den deutschen Waldwiesen, nass vom Tau, lag undurchdringlicher Morgennebel. Es war so still. Und es wurde so langsam warm. Die Sonne schaffte es, durch den Nebel über die Grashalme zu huschen. Wir tranken den letzten Schluck Wein, rauchten zu Ende, und da war urplötzlich ein Geräusch aus dem Dickicht zu vernehmen, ein Knistern und Knacksen im Unterholz, Sonnenwärme. Und eine

Herzensfreude über die purste Form der Erfüllung deutscher Sonnenwaldmorgen-Romantik tauchte in uns auf.

»Jetzt ein Reh und ich werd nicht mehr«, flüsterte ich wieder.

»Ultraschön.«

»Ein Reh wäre etwas Sichtbares. Machen wir hier ein Foto von ihm, sehen wir nichts Unsichtbares mehr. Es ist zart genug, das Unsichtbare zurückzudrängen. Alles an dieser Szenerie ist zart genug.«

Und aus irgendeinem Grund erinnerte ich mich daran, wie ich einmal mit meiner ersten Freundin auf einer hügeligen Waldwiese lag und einen Joint rauchte. Wir hatten gerade zum ersten Mal Helge Schneider live gesehen und auch zum ersten Mal Wörter wie ›Hahnarsch‹ gehört. Wir saßen also da und schauten rum – über ein paar ebenso sanfte wie grüne Hügel: Aha, hier komm ich her, das ist aber ein schönes Land, dieses Deutschland hier, alles ruhig, so viele Vögel, so viel Wiese, so viel Liebe, so viel Wasser. So sichtbar alles.

KAPITEL 4

11 gegen 11. Ein Ball. Ein Spiel. Kinder cool, Eltern irre. Es ist oftmals richtig, das Spiel schlechthin, das emotionalste Spiel der Welt, mit Lakonik zu belegen. Wenn man in der Fußballhochburg Deutschlands, Nordrhein-Westfalen, aufwächst und sogar mit dem Ball etwas anzufangen weiß, besteht kein Zweifel mehr daran, wo man alsbald seine Wochenenden verbringen wird. Und es wird niemals einen Zweifel daran geben, dass es für einen Jungen die schönste Zeit des Lebens sein kann. Ich meine, man kommt zu einem Treffpunkt, dann werden Fahrgemeinschaften gebildet, man fährt zum Auswärtsspiel, gewinnt 14:0 und fährt wieder zurück. So war das zumindest bei uns. Bei vielen anderen halt nicht. Es gibt bis heute einige sehr schöne Geschichten über diese Zeit: wie z. B. andere Kinder auf der Toilette ihrer Mannschaftskabine heulten, wenn sie gegen uns spielen mussten. Wir waren so ein bisschen wie Borussia Mönchengladbach in den 70ern. Nur, dass die Fohlen, wie die Borussen damals genannt wurden, bei uns eher direkt neben dem Rasen grasten. Ansonsten waren wir aber wirklich sehr gut. Aber darum geht's nicht. So etwas erzählt man ja nur, damit es einem gut geht beim Erzählen einer Geschichte. True Story, Bros and Sis. Bro'Sis, der mit Abstand beschissenste Name der deutschen R&B- und Popgeschichte. Nun gut. Auf jeden Fall geht es darum, was man als 7- oder 8-Jähriger überhaupt von der Welt wahrnimmt. Die Welt sind diese Fußballplätze. Natürlich bekommt man mit, was da am Spielfeldrand gefaselt wird. Und natürlich sollte niemand so tun, als würde das Kinder nicht prägen. Das lief im Prinzip so ab: Marokkaner

im eigenen Team cool, im gegnerischen ein Scheißausländer. Dass das so ist, weiß jeder. Ob auf deutschen Bezirkssportplätzen oder in der italienischen Serie A, zum Beispiel. Und die gleichen Eltern – man darf ja nicht dem Irrglauben verfallen, dass nur die Männer verwirrte Samstagssparolen übers Spielfeld krakeelten – standen dann nachher mit den marokkanischen Eltern unseres marokkanischen Spielers zusammen und redeten und aßen Wurst und tranken Bier. Dass die maghrebinischen Erziehungsberechtigten bei so viel Hin und Her dann mitunter etwas verwirrt und verstohlen an ihrer Fanta nippten – durchaus verständlich. Ich hingegen verstehe bis heute nicht, was da immer alles los war: dieser Hass, diese Wut, dieser Dreck, der da von Menschen über andere geschüttet wurde. Ohne Rücksicht darauf, dass da gerade ein paar Kinder glücklich über Wiesen liefen und Fußball spielten.

Klaas fragte mich letztens, als ich erzählte, dass ich das alles nicht verstehe, noch so: »Wie waren denn die Spiele gegen Mannschaften mit hohem Migrantenanteil?«

»Kack gestelzte Kacksprache, Kack-Klaas.«

»Also gut: Wie waren die Spiele gegen die ›Scheiß-Ausländer?‹«

»Schon anders.«

»Wie anders?«

»Irgendwie hitziger, na ja, emotionaler.«

»Geht's auch bisschen genauer, bitte?«

»Na ja, auch härter, die Zweikämpfe waren härter und Trash-Talk gab's auch mehr. Die rochen auch anders.«

»Und? Schlimm?«

»Nö, überhaupt nicht.«

»Ach so.«

»Wieso ach so?«

»Ja weil ich dann nicht weiß, worüber du dich aufregst.«

»Das Problem ist einfach ...«

Darüber geredet hab ich dann nicht mehr mit Klaas. Manchmal möchte man sich Dinge zu Themen, Positionen, Haltungen einfach nur denken oder gedacht haben. Man ist nicht immer gewappnet, Gespräche argumentativ so zu unterfüttern, dass man sie letztschlussendlich heil übersteht. Das Problem ist also einfach, dass man auch damals schon Antennen für diese Art der Beschimpfungen hatte. »Ich bin kein Rassist, aber das wird man ja wohl noch sagen dürfen.« Dieser Satz erinnert mich an all das damals. Aber man muss da schon unterscheiden: Früher wie heute sind Fußballplätze – egal, ob in Dorf-Stanketten-Bratwurst-Hausen oder im Signal Iduna Park in Dortmund – Orte der willenslosen Beschimpfungen, der irrsinnigen Hetze, Schmelztiegel der Verwünschungen. Man kann das jetzt kritisieren, aber diese Wut ist wenigstens blank. Dieses Unterschwellige hingegen nervt so irre, ist so falsch, ist so das Allerletzte: »Ich bin kein Rassist, aber das wird man ja wohl noch sagen dürfen.« hat Einzug gehalten in Gesellschaftsschichten, von denen man irgendwie immer etwas anderes dachte. Mehr Differenzierung, mehr Abarbeiten an Argumenten, weniger pauschalisieren. Jedoch ist leider das Gegenteil der Fall. »Das Drama ist zu Ende«, so beginnt der Epilog von Melvilles »Moby Dick«. Und man wünscht sich so häufig, dass kleine Vögel über den schreienden Schlund der immer wieder neu aufkeimenden Hetze fliegen würden, der sich wieder und wieder weiter und weiter auftut. Und dass eine weiße Brandung mürrisch gegen ihre steilen Ufer schlägt. Dass dann alles zusammenkracht und dass das große Leichentuch des Meeres weiterrollt, so wie es schon vor fünftausend Jahren gerollt ist.

Aber so geht das nicht, so funktioniert das alles nicht. So ist die Welt nicht. Weil die Menschen nicht so sind. Die Sache hat nur einen Haken: Die Alten wissen nicht mehr, dass sie nicht so sind. Und die Jungen ahnen noch nicht, dass sie mal so werden wie die Alten.